Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 25

Artikel: Nachbarskinder

Autor: Reinhart, J.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637322

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 25 · 1912 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“ | 22. Juni

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Sommer.

Von Maja Matthey, Zürich.

Es liegt ein Duft über Tal und Hügeln
Und wie von wogenden Falterflügeln
Ist leis das bunte Land durchhaucht.

Fast ist's ein Grüßen aus fremden Gründen,
Wo fern die Quellen des Lebens münden
Und alle Weisheit untertaucht.

Aus meiner Seele will sacht sich heben
Was dunkel ist, und in Strahlen streben
Dem nach, das ihr verloren schien.

Es leuchtet golden der Geistergarten,
Drin schlanke Hände in Sehnsucht warten
Und rote Liebeslilien zieh'n.

Ich seh' die glühenden Kelche winken
Und will die purpur'nen Flammen trinken
Und ganz in Glanz und Jauchzen geh'n

Die Erde hebt mich in heißem Strome
Und hoch, im leuchtenden Himmelsdome,
Die ewigen Schönheitswunder steh'n.

Nachbarskinder.

Ein Kindergeschichtlein von J. Reinhart, Schönenwerd.

„So briegg jetzt nicht mehr, Seppeli!“ sagte die Mutter und strich mir die geblümte Bettdecke zurecht, die ich in der Ungeduld des Krankseinmüssens von mir gestoßen. „Lueg, folg jetz schön und halt dich still, daß du recht schwitzen kannst! Der Oegerli bringt dir dann ein Nest voll Hasen heim, wenn sie wieder Gras mähen am Waldeck!“

„Will keine Hasen!“ machte ich weinerlich, mich in der Hitze des Sommertags unwillig auf die andere Seite drehend. „Auf will ich jetzt!“

Die Mutter hatte schon das farbige Kopftuch umgebunden und stand ungeduldig am Bettlein; denn draußen war das letzte Heu am Boden und die Leute rar; da kam ich ihr gerade recht mit meiner Ungebärdigkeit und sie zog andere Saiten auf:

„Im Bett bleibst jetzt, punktum! Willst noch ins Kilchlöchli, wie der Alois li selig? Jawohl auch, mit der weißen Zunge und . . . Aber wart, will dir den Riegel schieben!“ sagte sie, nahm kurz entschlossen meine Höslein vom Stuhl und trug sie in sichern Verwahrsam.

„So, Büebli,“ sagte sie, selbst beruhigt über ihren Einfall; aber nach einem kurzen Blick durchs Fenster auf die grüne Hofstatt, wo die Sonne durch die Blätter schien, mochte wohl wieder das Mitleid an die Stelle ihres mütterlichen Zorns getreten sein:

„Folg jetzt, gell! Morn darfst dann wieder auf und zum Madeli gehn! Da, lueg Bildli, und malen darfst auch, wenn nicht schwitzen kannst!“ Und gab mir den Kalender von der Wand und den Rötel, womit der Vater am Abend den Mähdern ihren Taglohn einzeichnete.

Dann nahm sie Weihwasser, gab mir auch ein Tröpflein und ging fast eilig aus der Stube. Ich hörte noch den Schlüssel an der Haustüre girren, der so schwer ging, daß ihn kein Kind umdrehen konnte, weil unser Haus sonst selten abgeschlossen ward. Von draußen noch hörte ich ihre Stimme, wie sie die Hühner lockte und ihnen eine Handvoll Körner streute. Dann rief sie noch zurück: „Und das Madeli darf nicht zu dir, gehört; sonst wird es auch noch krank und kommt der Doktor!“

Gottlob war sie nun fort! Ich horchte noch eine Weile in meinem Bettlein, hörte nichts als die Hühner draußen gackern und die Tauben gurren unter dem Dach und durch's offene Fenster die Bienen summen. Ich richtete mich auf,

streckte die Zunge heraus, soweit ich konnte; aber wie ich auch das Gesicht verzehrte, ich konnte nur ihre Spitze sehen, und die war ziemlich rot. Das empörte mich von neuem: jetzt bei dem schönen Wetter im Bettlein bleiben, und auf dem Feld gibts eingelegte Dürrbirnen und das Madeli ennet dem Bach hatte junge Hühnlein, und das Wasserrad, das mir der Oegerli am Sonntag gebaut, hatte ich auch nicht mehr gesehen, seit, ich weiß nicht wie lang! Wenn es nur der Schangli nicht verderbt hatte, sonst erbarm sich Gott! Es wurde mir ganz heiß im Bett, und was die Mutter mir vom Schwitzen gesagt, kam mir in den Sinn, und ich hielt mich ein Weilchen ganz still. „Aber nein," dachte ich, „zum Trotz schwitz ich nicht, warum muß ich im Bett liegen, und ist doch der Oegerli schuld, weil er mir auf dem Feld zuviel Zuckerwasser gegeben hat!"

Jetzt fiel mir der Kalender in die Augen und des Vaters Rötelstift, den mir die Mutter auf die Bettdecke gelegt. Da war grad auf dem ersten Blatt die Mutter Gottes abgebildet und der heilige Joseph mit der Axt stand daneben. „Die sind auch schuld, daß ich schwitzen muß, während sie draußen Dürrbirnen essen und des Nachbars Madeli herumspringen darf!" Und mit schadenfroher Kaltblütigkeit malte ich dem heiligen Joseph einen feuerroten Bart, grad wie der Oegerli einen trug. Da hörte ich um die Hausecke ein leises Stimmlein, fast wie wenn ein Immlein singt.

„Das Madeli", dachte ich, „das will mich holen und kann nicht hinein!" Jetzt brach es ab im Singen, schaute wohl umher und lauschte, wo ich sei. Ich hielt den Atem an und rührte mich nicht im Bett; aber da drinnen im Herzhäuslein wollte etwas hinausspringen. Ich fuhr auf und rief: „Madeli, Madeli, komm nicht zu mir; ich bin krank und muß schwitzen, du wirst sonst auch krank und dann muß der Doktor kommen!"

Als es meine Stimme vernahm, mochte ihm wohl die Absicht, in der es hergeeilt, wieder in den Sinn gekommen sein, und der Eifer und die Aufregung machten, daß ihm der Atem vor die Rede kam.

„Seppeli, wo bist du? Ja, du darfst jetzt nicht krank sein, weißt der Schangli hat dein Wasserrad verderbt und hat gesagt, du seist ein Röckleinbub!"

Wie ein Vogel, dem man einen Stein ins Nest geworfen, fuhr ich aus dem Bettlein und war am Fenster, vermochte aber nicht hinauszusehen.

„Was hat er gemacht? Das Rad verderbt?" Und wäre das Madeli nicht draußen gestanden, hätte ich gradaus geweint.

Ich wollte nach den Höslein greifen, die auf dem Stuhl gelegen, ward aber inne, daß sie die Mutter in Gewahrsam gebracht. Ich zerrte den Stuhl zum Fenster und schaute mit rollenden Augen hinaus: vielleicht, daß Madeli mich ja nur zum Narren hielt, wie damals, als es gesagt, der Sandhas habe Eier gelegt! Aber nein, das schluckte noch immer in Entrüstung und hatte ein rotes Köpflein: „Ja und mir hat er die Ball in den Bach geworfen, weißt, du mußt ihn wixen, du darfst nicht krank sein jetzt!"

Verzweifelt wies ich auf mein Hemdlein und erklärte ihm, warum ich nicht in der Lage sei, jetzt meine verletzte Ehre zu rächen. Ernsthaft schüttelte es das gelbe Schöpflein. Ein Weilchen schwiegen wir beide. Einmal sagte es kleinlaut: „Weißt du nicht, wo sie den Schlüssel hat zum Kasten und den Höslein?" Während es sprach, ward seine Stimme beherzter und entschlossen kam es näher: „Oder wart, ich komm!" Und es war schon an der Tür, griff, sich bäumelnd, nach der schweren Falle; doch die bewegte sich kaum unter den kleinen Händen. Als es umsonst an der Tür fingerte, erinnerte ich mich wieder der mütterlichen Drohung; auch kam mir plötzlich wie ein schwarzer Vogel der Schangli in den Sinn, der mir schon einmal mit seinen krummen Fingern das Gesicht zerkratzt hatte.

„Du, ich bin halt krank und muß ins Bett," sagte ich, und als wär ich das folgsamste Kind im Dorf, hüpfte ich hinein, deckte mich zu bis unters Kinn, als wollte ich heute noch für's ganze Leben schwitzen. Aber das Madeli war herbeigeeilt und schon auf das Bänklein unters Fenster geklettert.

„Ja, so komm ich halt zu dir, und ich will auch krank werden; dann bekomm ich wieder süßes Bärendreckwasser vom Doktor, wie im Winter."

Aber ich protestierte lebhaft unter der Decke hervor: „Nein, komm nicht, sonst müssen wir noch beide ins Kilchlöchlein, die Mutter hat's gesagt!" Denn ich dachte, es möchte am Ende gar die Höslein finden, und dann müßt ich ausziehen mit ihm, dem Schangli zu Leibe, das Mühlrad rächen und den Ball und bekäme sicher wieder seine Krähenfinger ins Gesicht.

Madeli stand auf der Bank und sein Köpflein ragte über das Gesims herein. Als es aber mein Medizinfläschchen gewahrte, das neben dem Bett auf dem Tische stand, doch nicht so einladend schien wie das süße braune Hustenmittel, da machte es schmollend Kehrt und sein Stimmlein tönte scharf und schneidend, daß es mich traf als wie mit dünnen Rütchen:

„Nein du, so geh ich halt zum Schangli und zeig ihm die jungen Hühnlein und dir zeig ich sie nie, nie, nie!"

Das war nun ein Stich, der blutete. Nein, der Schangli durfte nicht mit dem Madeli gehen; sonst sagte es ihm, daß ich die Höslein noch nicht selber handhaben konnte. Also schoß ich unter der Decke hervor und rief das Madeli zurück.

„Nein du, los, so komm! Ich bin, glaub, nicht mehr krank; ich habe geschwitzt und schau die Zunge, ist sie nicht rot wie ein Ziegelstein!"

Und ich streckte ihm mein Mundläppchen entgegen, und mit Befriedigung konstatierte Madeli, daß sie fast röter sei als der Mutter Kopftuch oder Oegerlis Nase.

„Ja, dann darfst du schon hereinkommen, es macht dir nichts!"

„Nein, komm du heraus!"

„Ja, wenn ich die Höslein hätt'; die Mutter hat sie halt versteckt!" Aber Madeli besann sich nicht lang.

„He, so wart!" sagte es entschlossen. „Ich hab nundig die Wurmzeltli auch gefunden, als sie deine Mutter versteckt hatte, weißt, die süßen; ich werd die Höslein wohl auch finden!"

Und auf den Zehen strebte es zum Fenster empor; aber mehr als den Kopf brachte es nicht herein. Während ich schon fast verspielt gab, schaute es unverzagt umher als wie nach Rettung; da holte es vom Holzhaufen einen Arm voll Scheiter und schichtete sie so hoch, bis es die dicken Beinchen übers Fensterbrett setzen konnte.

Jetzt stieg ich vollend aus dem Bett, und selbander suchten wir die Höschen. Im Schlafstüblein, in der Wohnstube, bis wir an den großen Kirschbaumschrank kamen, wo sonst auch die Zuckerbüchse war; aber der Schlüssel steckte nicht im Loch. Lange standen wir vor der verschlossenen Tür und griffen mit den Fingerlein ins Schlüsselloch, klopften wohl auch an den Kasten, als ob ein Geist oder Zwerglein von drinnen öffnen könnte.

Eine Weile schauten wir einander ratlos an: da verfinsterte sich Madelis Gesicht: „Du machst immer so dumme Sachen: jetzt bist du krank, und nundig, als wir deiner Mutter die schweren Steine in den Garten tragen mußten, warst du z'weg!"

„Ich wüßte wohl was . . . Aber nein!" Ich fühlte, wie das Blut mir die Wangen färbte. Nein, das sagte ich nicht! Aber Madelis Schlaukopf hatte es schon erraten. „Wo ist dein Röcklein?"

Ich hätt' ihm alle Wurmzeltlein auf der Welt um dieses Wort gegeben, obschon ich Bedenken hatte, wieder ein Mädchen zu werden und wußte, daß mich der Schangli auslachte. Aber das Wasserrad und die jungen Hühnlein wurden mir immer wichtiger. Und die Sonne schien auch so schön, und weit draußen in einer Wiese oder in einem grünen Gebüsch sang und jodelte ein Knabe, vielleicht gar der Schangli. Und daß mir die Mutter meine Höslein versteckt, das empörte meine zarte Mannesehre.

Schon hatte Madeli das Röcklein, das ich seit Monaten nur noch in ganz seltenen Fällen statt der Höslein trug, aus einem Winkel gezerrt. Wie eine Mutter stellte es sich vor mich hin: „Seh, schlüpf hinein!" Nein, das Röcklein konnte ich doch selber anziehen; aber es ging doch nicht, ohne daß mir Madeli die Aermel hielt und die wenigen noch vorhandenen Knöpfe eintat.

Dann stiegen wir selbander aus dem Fenster. Ich voran, achtete mich wenig der herabfallenden, Madelis Abstieg erschwerenden Scheiter und schwenkte rasch um die Ecke. Erst hinter dem Haus, wo kein Ausblick nach der Heuwiese ging, warte ich ihm mit klopfendem Herzen und da ich spürte, daß mein Nimbus bei Madeli ziemlich stark verblaßt, fühlte ich das Bedürfnis, mich irgendwie bei ihm in Respekt zu setzen und da fing ich denn mit Entrüstung und großen schallenden Worten an, über Schangli zu lärmen, und ich schimpfte mich wirklich auch in eine ganz währschafte Kampfstimmung und etwelche Tapferkeit hinein, sodaß ich, kaum des keuchend mir folgenden Mädchens achtend, geradewegs dem Bach zustrebte, der bald eng und rasch und weißen Schaum aufwerfend zwischen den grasigen Ufern hindurchschlüpfte, dann behaglich, halb unter hängenden Haselstauden, halb unterm weiten Sonnenauge ruhend, mit seinem Wasserspieglein spielte und warme wonnige Schlupfwinkel bildete für eine kleine Lebewelt: Gröplein und Fischlein, Mücken und badende Kinder.

Gerade durch die Wiese beinelte ich dem Bache zu. Nur einmal hielt ich auf halbem Wege an; mir war gewesen, ich hätte Madeli hinterm Rücken verdächtig kichern hören. Ich schaute mit schiefem Blick zurück und dann mit prüfenden Augen an meinem Gewand herab, begriff es aber nicht, daß eines lachen konnte über mein Röcklein, das kaum zu den Knieen reichte und meinen Zappelbeinchen freien Spielraum ließ.

„Komm du jetzt," herrschte ich es an, „oder sonst kannst zum Schangli gehen, wenn du lachen willst!" Denn ich war wirklich böse geworden und wenn ich's ehrenvoll gekonnt, ich hätte rechtsum gemacht mit meinem verletzten Männerstolz.

(Schluß folgt.)

Jean Jacques Rousseau. 1712–1778.

Von Hans Brugger, Bern.

I.

Auf der Poststraße, die von Pontarlier über den Juraeinschnitt herüberführte nach der waadtländisch-bernischen Vogtei Iferten, rollte ein bescheidener Reisewagen mit einem einzigen Insaßen. Dieser konnte kaum erwarten, bis das Fuhrwerk die Höhe erreicht hatte, wo im Süden die weißen Alpenriesen sichtbar wurden und bis er den sichern Schweizerboden unter die Füße bekam. Es war an einem Junitag 1762. Der Reisende, ein Flüchtling, der so sehnlich nach dem Grenzstein ausschaute, war von mittelgroßer Figur und trug ein graues, sauberes, fast bäuerliches Gewand. In dem wohlgeformten, schon etwas gealterten Gesicht des 50jährigen Mannes blickten aus tiefen Höhlungen zwei kleine, ungemein bewegliche schwarze Augen. Diese erspähten schon von weitem den Stein, der auf der einen Seite das Lilienwappen der Bourbonen und auf der andern den Bernerbären aufwies. Dort ließ er den Wagen anhalten. Er stieg aus und in der Freude, nunmehr der Gefahr entronnen zu sein, warf er sich auf den Rasen nieder, küßte den Schweizerboden und rief: „Himmlischer Beschützer der Tugend, dich preise ich, daß ich wieder das Land der Freiheit betrete!" — Der Kutscher hielt ihn für verrückt. So etwas war ihm noch nie zu Gesicht gekommen. Dieser anscheinend Verrückte war aber J. J. Rousseau, dessen Ruhm sich damals über ganz Europa verbreitete.

Wie ein Roman liest sich der Lebenslauf dieses merkwürdigen Mannes. Die gebildete Welt feiert nächsthin (28. Juni) seinen 200. Geburtstag. Das an bedeutenden Männern so reiche Genf nennt ihn seinen berühmtesten Sohn. (Calvin war ja Ausländer). Er war der Sohn des Uhrenmachers Isaak Rousseau und entstammte somit dem Kreise jener Industrie, die heute die größte und blühendste der Westschweiz ist. Seine Geburt aber kostete einer edlen und schönen Frau das Leben. Lange hatte Isaak Rousseau um die Pfarrerstochter werben müssen, und schon so früh verlor er sie. Durch das ganze Leben seines Sohnes geht ein Sehnen nach nie genossener Mutterliebe. Der Vater besaß wenig erzieherisches Talent und mußte eines Streithandels wegen bald Genf verlassen. Es war für den 10jährigen Knaben kein Schaden, daß er unter die Fürsorge anderer Verwandten kam, die ihm gute Schulbildung und gemütvolle Auferziehung angedeihen ließen. In seiner Selbstbiographie «Les Confessions», dem Werk seiner Alterstage, verweilt er mit Vorliebe bei seinen Jugenderinnerungen. Im Mittelpunkt dieser Aufzeichnungen steht das mauerumgürtete, trutzige Genf mit einer Bürgerschaft voll heißer Vaterlandsliebe und unbegrenzten Opfermutes. Noch war hier das Andenken an die Escalade von 1602 durchaus lebendig. Unabhängigkeitsgefühl und ein gewisses Mißtrauen gegenüber der Umwelt sind Charakterzüge, die sich auch in Rousseau wiederfinden. Die strengen Sitten der Calvinstadt waren damals noch wenig gemildert. Noch wurden dort Trunkenbolde in Eisenkäfigen auf dem Molardplatze ausgesetzt, und als 1768 das erste neuerrichtete Theater